

WAS IST FREIHEIT?

Man sagt, ich sei die Enkelin eines aus Manila verschleppten Sklaven. Meine Großeltern habe ich nie gekannt, und für meine Mutter war ich nur lästig; sie war stets sauer und fluchte den ganzen Tag. Sie sprach nicht, sie kreischte, als habe sie Schmerzen. Ich weiß nicht, ob es am Hunger lag oder weil sie ihre Stimme nicht kontrollieren konnte (meine arme Mutter war ein Schreihals). Die Arme schrie ständig, während mein Vater Karten spielte, würfelte oder auf Hähne wettete (man könnte ihn als ›Spielsüchtigen‹ bezeichnen). Damals konnte man in diesem Umfeld von Hilfsarbeitern, Afrikanern oder Asiaten, die aufgrund ihrer unterschiedlichen Hautfarbe und Körperhaltung im Vergleich zu den Europäern wie kleine Lasttiere aussahen, nur durch Schlauheit oder Ironie überleben. Mein Vater war dünn, sehr dünn, sodass seine Silhouette manchmal fast verschwand. Und tatsächlich ist er dann auch verschwunden; ich habe ihn nur kurz erlebt und dann nie wiedergesehen.

Ich muss sein Aussehen geerbt haben, denn meine Mutter hatte mehr Fleisch an den Knochen und im Gesicht. Und sie hatte Haare auf den Zähnen. In Spanien hatte man ihr den Namen Eugenia gegeben. Sie und ich sind dort geboren, ich nehme an, in Sevilla. Ich wünschte mir sehnlichst, eine Geburtsurkunde zu besitzen wie die wichtigen

Leute, die alles im Register eintragen lassen. Wir dagegen hatten nichts. Nach und nach kam mir die Erinnerung daran, wie es meine Vorfahren in dieses Land verschlagen hatte. Ich weiß nicht genau, woher mein Großvater und mein Vater stammten, denn uns allen wurde gesagt, wir seien Indochinesen. Offenbar waren sie auf einem der riesigen Schiffe, die aus dem Fernen Osten kamen, gewesen, auf denen Menschen aus allen Teilen Asiens eintrafen: aus Malakka, von den Philippinen, aus Macao, Japan, Timor (Letztere sahen anders aus), einige davon noch in Ketten. Meine Mutter und ich dagegen waren hier geboren. Die Kleidung, die man uns schenkte, war hässlich und armselig. Wir bekamen sie von den Hausbesitzern, die uns gaben, was sie nicht mehr brauchten. Ich hatte drei Brüder, die keinerlei Zuneigung für mich empfanden; ich allerdings auch nicht für sie. Ich konnte mir nur schwerlich vorstellen, wie diese Nichtsnutze im Bauch der kleinen Frau, meiner Mutter, gewesen sein konnten. Sie waren älter und größer, rauften, pinkelten auf die Straße, benutzten Schimpfwörter, rülpsten nach dem Essen und liefen schmutzig herum. Meine Mutter wollte nicht, dass ich mich so benahm wie sie und ermahnte mich stets laut:

»Wasch dir das Gesicht, Angela, wasch dir die Hände, wisch dir den Rotz ab, kämm dir die Haare.«

Irgendetwas in ihr wünschte sich inständig, dass ich eine saubere Version von uns allen wäre.

Aber auch sie konnte mich nicht zurückhalten. Ich schnitt mir die Haare so kurz wie meine Brüder. Mit langen Haaren sah ich aus wie meine Mutter, ich sah ihr sehr ähnlich, aber ich wollte nicht so herumschreien wie sie oder Kinder gebären. Es gelang mir, Jungenkleider zu besorgen, und ich erzählte jedem, der mich fragte, ich sei Chinese und auf einem Schiff aus Malakka angekommen. Alles gelogen, weil ich ja in Sevilla geboren wurde. Obwohl es keine Pa-

piere gab, wusste ich, dass ich dort geboren wurde (oder ich wollte, dass es so war). Ich war sehr dünn und klein, deshalb konnte ich als Junge durchgehen. Und ich war mir sicher, dass niemand kontrollieren würde, ob ich im Stehen oder in der Hocke pinkelte.

Als ich im Hafen von La Coruña ankam, fragte ich einen dicken Matrosen am Kai, ob er Arbeit für mich habe. Er wollte wissen, wie alt ich sei. Sechzehn, antwortete ich, obwohl ich in Wirklichkeit erst zwölf war. Sicher glaubte er mir nicht, aber weil für die Korvette, die demnächst nach Amerika auslaufen sollte, Arbeitskräfte gebraucht wurden, willigte er ein. So fing alles an.

»Ich habe drei Namen, Señor«, sagte ich. »Und ich antworte unterschiedlich, je nachdem, wie man mich nennt. Meine Papiere habe ich in Sevilla vergessen.«

»Hahaha, du Schlitzohr, du möchtest wohl dreimal Lohn bekommen, was? Wir haben alle unsere Papiere vergessen, Junge«, fügte er hinzu. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, dass ich ein Mädchen sein könnte, mein fast kahlgeschorener Kopf und die hervorstehenden Augen in meinem schmalen Gesicht verrieten mich nicht. Außerdem waren es vor allem Jungen, die um Essen baten oder darum, auf den Schiffen mitgenommen zu werden.

»Ich kann besser kochen, wenn man mich Antonio nennt. Wenn man mich Ang nennt, putze ich, ohne zu murren, die Latrinen, und wenn man mich Ángel ruft, räume ich den Müll weg wie ein Soldat.«

Der Matrose lachte, aber er hatte großes Mitleid mit uns kleinen Chinesen, die in den Häfen nach ein paar Brosamen suchten. Er wusste, dass wir unsere Körper und Seelen für einen Teller Essen verkauften, wenn wir keine Arbeit hatten. Namenlos und ohne Papiere, erniedrigten wir uns. Und dieser Junge, als der ich mich getarnt hatte, behauptete sogar, drei Namen zu haben.

Doch das war nicht der Grund, warum er bereit war, mich beim Anheuern zu empfehlen.

Der Sommer 1799 war schwülwarm, die Feuchtigkeit klebte auf der Haut. La Coruña kann heiß und gefräßig sein. Himmel und Ozean verschwammen ineinander wie der dichte Rauch über einem Kessel in der Küche, der die Sicht verdeckt. Natürlich gab es in der Nähe des Hafens Ratten und andere Nagetiere. Kreaturen, die fort huschen und nicht reden wie wir Menschen, die wir uns über alles Mögliche beschweren. Niemand machte eine Bemerkung über den ekel-erregenden Gestank, die toten Fische und die Seeleute, die hinter den Kisten mit verfaultem Essen pinkelten.

Im Hafen waren die Schiffe das Wichtigste. Das gemeine Volk, die Arbeiter, die Nachfahren der Sklaven wie wir, waren dort, um an Bord gehen, sie bewundern und sauber machen zu können. Wir wussten nur, dass die Schiffe anlegten und wieder wegfuhren; und dass sie Reichtum bescherten, indem sie von ihren Reisen über den Ozeanen Kostbarkeiten mitbrachten. Auf diesem Wege brachten sie uns mit der Welt in Verbindung.

Mein Großvater kam vor langer Zeit nach Spanien, so wie viele von uns, die von denen abstammten, die in den Häfen von Macau oder den Philippinen, Malakka oder Indien verkauft oder verschenkt worden waren. Wir alle waren auf der Suche nach Reichtum, ohne zu wissen, was das war: ein Ort, ein Ding oder ein Gefühl? Das war unser Antrieb.

Manchmal zähle ich die Häfen laut nacheinander auf, damit ich sie nicht durcheinanderbringe. In Asien gab es mehrere, aus denen Menschen geholt wurden, um für ein paar Moneten zu arbeiten. Ich weiß, dass wir nicht alle aus demselben Hafen kamen.

Unsere Ahnen waren bereits vor etlichen Jahrhunderten zur See gefahren. Man sagt, dass die Chinesen riesige

Schiffe besaßen. Ihre Hautfarbe, ihre Art zu essen, zu sprechen, zu pinkeln oder stehenzubleiben, war anders als die der Spanier. Viele von uns wollten nicht stehen, sondern zogen es vor, in der Hocke zu sitzen, zusammengekauert, bequem auf dem Hintern.

Die Leute behaupten, dass es nur Männer auf den Schiffen gab, aber das stimmt nicht. Auf manchen davon befanden sich alle möglichen Frauen, nicht nur Chinesinnen oder schwarze Frauen für den Liebesdienst, sondern auch Weiße, die sich mit den Männern für Geld hinlegten. Ich hatte meinen Vater so oft auf meiner Mutter liegen sehen, dass ich das nicht selbst erleben wollte. Ich wollte fort, weit fort und nach dem suchen, was sie ›Reichtum‹ nannten (wie doch ein Wort eine andere Gemütslage hervorrufen kann). Auf manchen Schiffen versteckten die Frauen sich; auf anderen, die aus dem Fernen Osten kamen, waren sie Köchinnen oder Gespielinnen. Sie gingen schwanger von Bord und wussten nicht, von wem. Auf den Schiffen gab es auch verheiratete Frauen, Damen von Stand, rechtmäßige Begleiterinnen der Schiffsführer. Ich gehörte nicht dazu.

Ich wurde am 5. Juni 1787 geboren, und genau zwölf Jahre später, am 5. Juni 1799, schiffte ich mich auf der *Pizarro* ein. Da ich weder lesen noch schreiben konnte, sagte man mir, ich solle die Latrinen putzen und in der Kombüse helfen.

»Man nennt mich Ang, Ángel und Antonio«, sagte ich zu dem dickbäuchigen Matrosen.

Mein eigenes Alter reimte ich mir anhand der Anzahl der Messen zusammen, die der Pfarrer im Dezember anlässlich des christlichen Weihnachtsfestes zelebrierte; es waren acht gewesen.

Einige Zeit, nachdem mein Vater verschwunden war, ging ich mit meiner Mutter von Sevilla nach La Coruña. Sie besaß eine hölzerne Statue, ungefähr so groß wie eine Leuchte, mit mandelförmigen Augen wie wir, die mit ge-

geschlossenen Lidern dasaß. Es war das Bildnis eines Mannes, mit einem weißen Tuch über den Schultern und einer nackten, haarlosen Brust wie bei uns. Die Spanier sind stark behaart, wir nicht: Diesen Unterschied habe ich nie verstanden. Meine Mutter verwahrte die Statue, oder besser gesagt, sie versteckte sie, eingewickelt in einen Lappen. Sie holte sie nur am Abend hervor und flüsterte dann stundenlang nah am hölzernen Ohr des Mannes, als wäre er der Einzige, der sie verstehen könnte.

So wurde mir klar, dass man mit einem geliebten Gott insgeheim spricht, wenn niemand zusieht oder hören kann, was man ihm erzählt oder ihn fragt.

Ich glaube, meine Mutter berichtete ihm alles, was geschah, und sie tat das in einer Sprache, die nicht Spanisch war. Es war eine Sprache, die sie von ihrem Vater gelernt hatte. »Es ist ›Hakka‹«, erklärte sie mir, als ich sie fragte. Ich habe nie ein einziges Wort dieser Sprache verstanden oder gesprochen. (Es ist wohl die Sprache, in der Mütter mit ihren Göttern reden, dachte ich.) Ich bin mir fast sicher, dass mein Vater diese Sprache ebenfalls beherrschte; so hatte er sich mit meiner Mutter verständigt. Die anderen Männer meiner Mutter sprachen sie, glaube ich, nicht, aber ich habe sie nie gefragt. Ich habe es ihren Erzählungen entnommen. Mitunter brachte sie ihre Ehemänner und die Zeiten auch durcheinander.

»An Bord wird dich niemand bei deinem Namen nennen«, warnte der Dicke mich (weil sich niemand dafür interessiert, ergänzte er im Stillen). Ich verspürte eine enorme Erleichterung. Alles, was ich wollte, war weg aus Spanien, einem verfluchten Ort für uns und mehr noch für mich. Als ich den Hafen von La Coruña erreichte und in der Ferne die *Pizarro* am Kai liegen sah, wusste ich, dass der Tag des Abschieds für mich gekommen war. Meine Mutter tat mir nicht leid. Mir kam sogar ein Gedanke, der mir neu war:

Mitleid verhindert jedes Handeln. Außerdem: Warum sollte ich Mitleid haben, wenn sie doch ständig sauer auf mich war und jedem, der sich ihr näherte, lauthals schreckliche Dinge sagte und überall, wo sie vorbeikam, schlechte Stimmung verbreitete. Ich musste tun, was sie sagte; und auch das, was meine Brüder von mir verlangten. Was Reichtum bedeuten sollte, wusste ich nicht, aber ich war mir sicher, dass wir so, wie wir lebten, mit nur wenigen Kleidungsstücken, die Wäsche der Weißen waschend, die Böden in den Häusern der Reichen schrubbend und uns von Resten ernährend, nicht reich waren. Ich wusste, dass diese Tätigkeiten unmöglich Ausdruck von Reichtum sein konnten. Was mich am meisten schmerzte, war, zu sehen, wie andere Menschen eine andere Miene aufsetzten als wir. Sie lächelten, wirkten ruhig, schrieten nicht. Ich verstand auch den Unterschied zwischen einem Erwachsenen und einem Kind nicht, weil ich einzig zwischen schmutzig und sauber trennte. Und ich wollte sauber sein. Ich musste einen Weg finden, um so zu werden.

Deshalb ging ich eines Tages zum Hafen, wie ich es tagtäglich tat (ich nehme an, dass meine Mutter sich gewundert hat, als ich an diesem Abend nicht wie sonst nach Hause kam, schmutziger als ich losgegangen war). Ich bin nie mehr zu ihr zurückgekehrt und habe nie erfahren, was aus ihr geworden ist, aus dieser Frau, die ich zwölf Jahre lang meine Mutter genannt hatte. Ich ging allein, von einem seltsamen inneren Drang getrieben; etwas, was ich zuvor noch nie gespürt hatte und das ich mit dem Wort ›Reichtum‹ verband, dem Wort, das ich so oft gehört, aber nie verstanden hatte. Ich ließ mich treiben, wohin das Schicksal mich führte. An jenem 5. Juni fing es an mit einem Schiff. Jenes schwimmende Haus war das Einzige, das meinen verzweifelten Wunsch fortzugehen, erkennen und die tiefe Trostlosigkeit in meinem Herzen verstehen würde.

WANDERER, ES GIBT KEINEN WEG

Von Marseille aus waren Bonpland und ich sechs Monate lang zu Fuß unterwegs. Es gab damals nur wenige Möglichkeiten, um von einem Land ins andere zu gelangen. Man benutzte Lasttiere oder Kutschen, aber das Gehen hatte einen besonderen Reiz. Man wanderte auf Pfaden und Wegen, die von Bauern oder Männern im Dienst des Adels angelegt wurden. Manche gehörten dem Klerus an oder arbeiteten für ihn, wie der berühmte Fernán Núñez, der eine Reiseroute von Lissabon nach Italien geplant hatte für einen König, der den in jenem Jahr ernannten Papst kennenlernen wollte.

Man ging dabei auch Risiken ein, aber die größte Gefahr ist ja das Leben selbst.

Wir wohlhabenden jungen Leute waren voller Neugier auf andere Länder: auf die in unserer Nachbarschaft, aber noch mehr auf die in der Ferne. Deshalb war die Geografie (mit einem Großbuchstaben) ein wichtiges Instrument, um all die verschiedenen Gegenden zu benennen, zu katalogisieren und schematisch darzustellen. Wir bekamen Nachrichten von russischen Abenteurern und sogar von adligen Frauen aus anderen Breitengraden, die wandernd Regionen, Pflanzen- und Tierreiche erkundeten und Steine und Geschichten sammelten, um sie nach ihrer Rückkehr in die Stu-

dierstuben und Städte aufzuzeichnen oder schlichtweg zu erfinden. Die Aufklärung war in vollem Gange.

Wir wanderten lange Strecken, es war vergnüglich und manchmal schmerzhaft. Aus Entdeckungslust drehten wir jeden Stein um und fanden darunter Schreckliches oder einen Schatz. Langweilig wurde uns nie. Bonpland und ich hatten uns, bevor wir aufbrachen, gut informiert. Das Wandern war bereits ein weit verbreiteter Brauch; es gab Bücher, die auf die Gefahren und Wunder hinwiesen, auf die wir möglicherweise stoßen würden. Besonders die Pilgerreisen zogen mich an, als würde das Gehen uns von der Last des Menschseins befreien, als würden wir gleichzeitig fliehen und forschen, als gingen wir meditierend voran, ganze Nachmittage lang, Tag und Nacht, Tag um Tag. Ein ›homo viator‹, ein Mensch, der reist und erzählt: Das war ich.

Der Pilgerweg nach Santiago de Compostela war der bekannteste; jeder Katholik, der etwas auf sich hielt, wollte ihn irgendwann einmal gehen. Mich aber reizte es, noch nie Dagewesenes auszuprobieren, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, die Ferne, ›die Weite‹ (wie es in unserer Sprache heißt) zu ergründen. Ich überzeugte Bonpland von der dringenden Notwendigkeit meiner Absichten und überschüttete ihn in langen Gesprächen voller Fernweh mit meinen zahllosen Ideen, mit dem, was für mich schon greifbar nah schien: Augen von anderer Farbe, Geräusche weniger sanfter Gewässer, Undinen, gewaltige Flüsse. Ich fand sie bei meiner Ankunft in Amerika mehr als bestätigt. Ein Paradies, das dem biblischen, von den Hebräern in ihren heiligen Schriften beschriebenen, überlegen war, denn das Wort Paradies leitet sich von dem Wort *pairidaeza* aus dem Avesta ab, einem Wort, das künstliche Gärten bedeutet und auf das Wort *dheigh* zurückgeht, das aus dem Indoeuropäischen stammt und Form bedeutet. Ich war auf der Suche nach Formen, nach fernen Erscheinungen, und Bonpland schloss sich mir an.

Bonpland wurde mein Komplize. Stets hatte er ein Ohr für mich und meine Phantasien. Ich muss gestehen, dass ich zwar ein umfangreiches, aber leider unzureichendes Budget hatte. Mein französischer Freund besaß auch sein eigenes Geld (er war kein Hungerleider), und ihn beschäftigten seine eigenen Interessen, die nicht so ausgeprägt waren wie meine, aber vielleicht ermöglichte es uns gerade dieser Unterschied, gemeinsam zu reisen. Über Geld zu verfügen, war kein ausreichender Grund, keine Rechtfertigung oder Ausgangspunkt für die Unternehmung, die ich verwirklichen wollte: Es brauchte mehr als mein Wissen, meinen Willen, meine Absichten ... ich glaube, mehr als dessen bedurfte es meiner großen Leidenschaft für das Exakte und das Messen, für das Detail, für die Beschreibung – und vor allem meines Anspruchs, das Wissen zukünftigen Generationen weiterzugeben und ihnen die Geheimnisse der Umwelt und der Natur der Königreiche, die uns umgaben, pädagogisch zu erklären. Mich rief die Zukunft. Etwas sagte mir, dass alles, was ich erforschen und aufzeichnen würde, für die Ewigkeit wäre.

Wir wanderten sechs Monate lang von Marseille nach La Coruña. Ich war bereit, Könige und jeden Gouverneur oder Kaufmann des spanischen Adels zu überzeugen, mir die Verwirklichung dieser Reise von so ungeheurem Ausmaß zu ermöglichen. Und obwohl ich lange brauchte, um die Kontakte zu knüpfen, die mich zum Erfolg führten, gelang es mir schließlich, oder vielmehr uns, denn ohne Bonpland wäre all das nicht möglich gewesen.

Ich entstamme einer Kultur, in der man klare Ziele vor Augen hat. Auch wenn andere Zeitgenossen diese unheilvoll finden, für mich sind diese Ziele fast ein Auftrag des Himmels, etwas, das der Seele oder dem Geist innewohnt.

Während meines Studiums an der Universität hatten viele dieser Ziele Gestalt angenommen.

Seit jenen Tagen, als Cicero auf der Suche nach den Spuren des Archimedes nach Syrakus pilgerte oder seit Cäsar nach Bergamo ging: Seitdem sahen Cicero, der gute Odysseus und Cäsar im Wandern eine Möglichkeit, sich dem Erforschen zu widmen; und das Reisen als ein Phänomen, Fragen zu formulieren. »In motion«, sollte es viel später heißen, in Bewegung bleiben, als Teil der Vitalität. Die gleiche Frage, die gleiche Antwort, die gleiche Bewegung, Wandel. Manchmal sind die Unterschiede und die zu beantwortenden Fragen als solche schon eine Möglichkeit, die Inszenierung des Lebens Schritt für Schritt zu entschlüsseln. Seit der Zeit der Griechen und der Römer war das Reisen ein Phänomen von großer Symbolkraft. In der hellenischen Welt und auch im Juden- und Christentum war das Reisen von zentraler Bedeutung für das Verständnis des Sinns des Daseins. In der islamischen Welt war der Zweck der Reise klarer: Am Tag der Hidschra kam Mohammed in Medina an; er wusste, wohin er gehen würde, deshalb unternahm er die für die Muslime wichtigste Reise.

Später, als die Korvetten von der iberischen Halbinsel aus in See stachen, hätte niemand Ausdrücke wie »innere Reise« verwendet oder daran gedacht, buddhistische Pilgerfahrten als Inspirationsquelle heranzuziehen, schon gar nicht den Weg des Tao. Es gab keinen einzigen Hinweis, um den Weg, der im Zentrum des Seins beginnt und nicht notwendigerweise ein festgelegter Weg ist, vorzugeben. Man sollte sich die Welt selbst erschließen. Vom Tao zu sprechen, als der Klerus überall das Sagen hatte, wäre Ketzerei gewesen, aber immerhin keimte seit jenen Reisen und Wanderungen, die so viele das Leben und ihr Vermögen kosteten, bereits ein inneres Licht, ein Verlangen nach Veränderung. Nein, das Wort »Revolution« wurde noch nicht als einer der wichtigsten Begriffe in der Geschichte der Menschheit allerorten verwendet. Die Sprache prägt mit der Zeit überall ihre

eigenen Besonderheiten, schafft Begriffe, Worte und Bedeutungen. Frankreich und Bonpland waren davon erfüllt. Ein gutes Beispiel für das Pilgern aus dem Glauben heraus ist Abraham. Er beschließt, seine Heimat zu verlassen, um sich auf die Suche nach einer Verheißung zu begeben. Seither ist das Wort ›Exodus‹ ein Begriff. Das Fernweh, die Sehnsucht nach dem Unbekannten, treibt dazu an, mit anderen Menschen und Sichtweisen in Kontakt zu treten. Alles wirkt relativ, wenn man die innere Reise des anderen sucht, die Struktur, die uns einen Unterschied zeigt. Man könnte vom *homo viator* sprechen, wenn man reist, um die kulturelle Enge der Welt, in der man lebt, zu überwinden.

Obwohl man uns Adlige, gemessen an unserer gesellschaftlichen Stellung und der symbolischen Bedeutung, die wir über unser Land hinaus repräsentieren, alle als gleich einstufen könnte, würde man mich, einen preußischen Wissenschaftler, groß und blauäugig, mit Titeln, Orden und eleganter Kleidung versehen, der die Wechselbeziehungen des Kosmos gründlich erforschte und imstande war, auf viele Vergnügen zu verzichten, anders ansehen als einen spanischen Granden. Weniger wegen seiner Aufmachung oder seiner Erscheinung als vielmehr aufgrund der Art, die Welt zu betrachten, und wegen der Ziele, die er verfolgt, und der Auswahl der Dinge, denen seine Aufmerksamkeit gilt. Auch der europäische Adel besaß jenseits der auf der Akademie erworbenen Titel und Abschlüsse seine entscheidenden und dramatisch ausgeprägten Differenzen. Während wir uns gegenseitig für große Unternehmungen wie diese Amerikareise brauchten, wussten wir aber auch, dass es Positionen und Ideen gab, die unvereinbar waren. Was ich sehen, sammeln und benennen konnte, war nicht unbedingt von praktischem Wert oder entscheidender Bedeutung für einen anderen Wissenschaftler. Aber ich war davon überzeugt, dass das, was mich interessierte, erhalten werden sollte – nicht um Mei-

nesgleichen Einfluss zu verleihen, sondern um von allgemeinem Nutzen zu sein. Das Problem, auf das ich stieß, war mein Misstrauen gegenüber dem Ehrgeiz und die Sorge, in wessen Hände diese Informationen fallen und wie sie verwendet werden könnten. Das, ja das war eine Frage, die mir Kopfzerbrechen bereitete und mich nachts nicht schlafen ließ. Es wäre ein Unglück, wenn meine Forschungen in falsche Hände gerieten, davon war ich überzeugt.

Die Bastille war an einem denkwürdigen Tag bereits gestürmt worden. Dass ein Ereignis von solch tellurischem Ausmaß in Frankreich geschah, in diesem protzigen Europa am Rande des Abgrunds, dem es doch so sehr an ›natürlicher Freundlichkeit‹ mangelte, verlieh uns Gelehrten riesige Flügel, um uns auf die freiheitlichen Ideen zu konzentrieren. Ich stand den meisten französischen Schulen eher skeptisch gegenüber, nahm nicht regelmäßig an ihren Konferenzen teil und sympathisierte auch nicht mit den französischen Politikern, am wenigsten mit Napoleon, aber ich muss gestehen, dass in Paris, der ›Stadt des Lichts‹, eine Explosion des Wissens stattfand. In Paris sprühte es vor Geist. Die Pariser Akademien vereinten libertäre Disziplinen. Wissenschaftler strömten aus ganz Europa und aus den Vereinigten Staaten (ihre Unabhängigkeit ist bewundernswert) herbei. Die Nordamerikaner konzentrierten sich auf brandneue Erkenntnisse und Worte (die Künste, insbesondere die bildenden Künste, waren auf einem guten Weg). Ach, wie habe ich es bewundert, dass die dreizehn Kolonien ihre Unabhängigkeit von England erlangt hatten! Die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika hat mir ein bis dahin ungekanntes Maß an Mut und Beharrlichkeit eingeflößt. Sie war ein wichtiger Impuls für meine Entscheidung, mich nach Amerika einzuschiffen.

Über Bonpland kann ich nur sagen, dass eine solche Freundschaft ein Geschenk des Himmels ist; ein Mann der

Wissenschaft, ein echter Arzt, hoffnungsvoll und korrekt, akribisch, menschlich und zu meinem großen Glück: mein Freund. Nicht jeden Franzosen konnte man als seinen Freund bezeichnen.